

# Der Wilddieb von Findelen

Autor(en): **Dutli-Rustishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 28

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644898>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der Wilddieb von Findelen

Novelle von Maria Dutzi-Rutishauser

Weit droben, im Walliser Bergland, wo Himmel und Felszacken ineinander übergehen, liegt der Winter mit ganzen Wäldern von Schnee. Einsam stehen nun die Hütten auf den Alpen, kaum, daß noch eine Spur von ihnen ist unter der Unmasse von Schnee, der sie deckt. Selten dringt ein Mensch in diese abgelegenen Schneeregionen, die weitab liegen vom vielbegangenen Skigebiet.

Die Bergleute haben sich zurückgezogen in die braunen Holzhütten der stillen Weiler von Zmutt, Findelen und all die hochgelegten Wohnstätten, die schon im Sommer wie Wolkenfische aussehen und im Winter weltabgeschiedene, verträumte Märchen sind. Was wissen die Menschen der Tiefe um Lieb und Leid jener Leute, die so nah dem Himmel wohnen, daß man meint, ihn mit den Händen fassen zu können, wenn man sich nur gehörig rede?

Und doch hat auch das kleine Nest hoch oben im Gebiet des königlichen Matterhorns sein redlich Teil an Liebe und Freud, an Sorg und Leid, und die Menschen haben noch lange kein Paradies, auch wenn sie alle Tage das blaue Himmelsdach nah und offen vor sich haben. Wohl ist am Tage alles so hell und lauter Licht, so, als ob die Berge ringsum Feuer wären, — der Schnee gleißt und blüht, wenn die Höhenjonne sich darin spiegelt. Aber wenn gegen Abend die dichten Schneewolken um die Berghäupter gezogen kommen, wenn sie sich ausschütten über das kleine Nest am Berge, dann ist es düster in den niedern Stuben. Die Frauen zünden wohl die Lampe an, doch sie erhellt nur dürftig den Raum. Schatten liegen in den Ecken, nach denen die Kinder ängstlich schauen. Nachts heult der Sturm um die Hütten, und das Gebälk ächzt und stöhnt, als müsse es sich seinem Feind mit aller Macht entgegenstemmen.

In solchen Nächten gehen die Liebe und der Haß um im kleinen Weiler in den Bergen. Arbeit gibt es nicht viel, da der Schnee alles zudeckt. Doch das menschliche Herz erwacht, und je stiller alles ringsum ist, um so gewaltiger drängen die Leidenschaften, und wie wenn eine Lawine losbricht, so maßlos kann die Wildheit der Bergler werden. Vor den Kreuzbildern ihrer Stuben knien an solchen Abenden die Frauen und beten für die Männer, die irgendwo draußen im Dunkel gehen.

Mutter Monika kennt die Wege, um die in dieser wilden Winternacht ihr ältester Sohn, der Franz, schleicht. Immer, wenn er abends ausgeht, schaut sie im Gaden nach, ob die Flinte dort ist, und wenn sie fehlt — Gott, dann erschrickt sie immer, trotzdem es schon hundertmal so war. Dann geht ihr großer Bub auf gefährlichen, heimlichen Wegen. Seine wilde, böse Leidenschaft ist das Jagen. Vom Vater hat er das Erbteil mitbekommen und nicht davon lassen können, auch da nicht, als der Vater bei einem solchen verbotenen Jagdang zu Tode fiel. Mutter Monika kann sich nicht ausdenken, wie ein Kind seiner eigenen Mutter soviel Angst bereiten kann, — das Kind, das sie geherzt und liebkost hatte, das sie unter tausend Schmerzen zum Leben brachte. Nun lacht er und spielt mit diesem schwer erkaufte Leben, spielt mit dem Herzen der Mutter!

Sie ringt mit Gott — er möge seine Hand über den Franz halten. Und denkt doch, der Herrgott könne den nicht schützen, der dem Gesez trozte und Genschen schoß, die ihm nicht gehörten.

Aber der Franz hatte seinen Engel. Kein himmlischer Bote war das, der mit seinen Fittichen die Abgründe deckte, daß der Bub nicht falle. Sein Engel war die schwarze Anita, die mit ihrem Vater im Häuschen am Arvenwalde wohnte. Ihrem Vater gehörte das Jagdrecht weitum. Und obchon der Franz frevelnd in den Wildbestand eindrang, Anita schenkte ihm noch dazu ihre erste junge Liebe. Wohl schalt sie manchmal ihr törichtes Herz, das da liebte, wo es am wenigsten paßte, aber wenn sie sommers den Franz so leicht und behend über die Weiden kommen sah, dann wußte sie doch, daß ihr Herz recht gewählt

hatte. Wenn's nur immer Sommer gewesen wäre! Da war Franz so still und schaffig, kaum, daß sie sich abends eine Weile beim Walde trafen. Kam dann aber der Winter, so wurde der Bursche wild und ungestüm und Anita ängstigte sich oft über sein ungebärdiges Wesen. Es dünkte sie unrecht, daß er hinging, des Vaters Wild zu schießen, aber eher hätte sie einen falschen Eid getan, als daß sie ihn beim Vater verraten hätte.

Das war nun zwei Jahre so.

Zwei Jahre schon bangte Monika um ihren wilden Bub und ebensolange tat Anita Schutzgelddienst an ihrem Liebsten, — sie deckte seine Mängel mit dem Mantel ihrer Liebe zu und verwischte geschickt die Spuren, auf denen der Vater dem Wilddieb nachgehen wollte.

Aber in einer Nacht, da Weg und Steg tief unter einer Schneeschicht lagen und die Wasser, eingefangen unter dem Eise, tobten und murrten, ging das Unglück grau und unheimlich in den Arven um.

Haß führte die beiden zusammen, den Wilddieb und Gabriel Matt, den Vater Anitas, — Leidenschaft führte den Streit und im Gehölz saß der Teufel. Der drückte, als Franz wild erregt die Flinte hob, nach dem Gegner zu schlagen. Und dann tat die Furcht den Weg auf, auf dem Franz die Flucht ergriff. Durch Tobel und Schlucht, durch die mächtigsten Schneewehen kämpfte er sich. Das Grauen trieb ihn fort, — er glaubte das Rainsmal auf seiner Stirne, das ihn ächtete und für immer aus dem kleinen himmelhohen Heimatdörfchen verbannte, darin seine erste Liebe zurückblieb.

Was wußte später Franz davon, daß Gabriel Matt nur eine leichte Verletzung am Arm erhalten hatte, — wußte er, wie Anita nach ihm forschte, ihn rief in den heimlichen dunklen Schneenächten? Wohl dachte er zurück an sein verschneites Dorf in den Bergen, aber immer, wenn sein Fuß den Weg betreten wollte, der heimführte, dann hörte er jenen Schuß fallen und er sah im Geiste die Anita um den toten Vater weinen. Wie mußte sie ihm fluchen, der mit einem Verbrechen die Liebe bedudelt hatte, die rein und schön zwischen ihnen aufgewachsen war!

Während Franz unten im Tal, weitab von den Walliser Bergen, als Knecht auf fremdem Boden schaffte, ging über Häuser und Kirchlein von Findelen der Frühling. Der Frühling schmelzte langsam die Schneedecke fort, er trieb die Rauen zu Tal, und im Mai grünte und sproßte es in den Alpen und aus den Furchen der Äcker wuchs die Brotfucht empor. Harte Arbeit füllte die Tage aus. Wortkarg schafften Männer und Frauen, kaum, daß ihnen einer Ziege muntere Sprünge ein Lächeln entlockten.

Am stillsten aber war die Anita. Sie wußte um die Begrenzung zwischen Franz und ihrem Vater. Und tief verschloß sie die Liebe in ihrem Herzen, ward hart und kalt wie der Fels vor ihrem Dörflein, unnahbar und stolz wie das königliche Matterhorn. Sie liebte ihn nach wie vor, den wilden, jähren Franz, und Abend für Abend stand sie unter den Arven, zu schauen, ob er komme. Niemand aber durfte darum wissen, am wenigsten der Vater.

Als aber dann im hohen Sommer die Wildbäche ein Stetlet anschwemmen, da flüsterte ein Weiblein dem andern zu: „Der Franz — so hat er zugrunde gehen müssen, — tröst' ihn Gott!“ Seine Mutter starb bald darnach vor Gram und Anita tat in stiller Stunde einen Schwur, dem erfallenen Liebsten treu zu bleiben.

So gingen Jahre über den Weiler Findelen dahin. Die Sehnsucht zog mit ihnen, — der Bergwind brachte dem Franz ins Tal hinaus die Grüße der fernen Heimat, und die Anita sann an stillen Abenden, ob es denn möglich wäre, daß jener

Erfallene der Franz gewesen sei, so lebhaft und nahe dünkte sie das Erinnern an ihn.

Einmal wird wohl ein müder Wanderer unter den Arven von Findelen stehen und dem Glöcklein lauschen, das die Leute zur Messe ruft. Dann wird er sie über die blumigen Matten kommen sehen, die Männer und Frauen. Auch die Anita. Wohl ist sie dann alt und nicht mehr schön, — aber doch schlägt des Wanderers Herz schneller, — die Liebe blieb jung! Und er wird

dann auch erfahren haben, daß der Gabriel Matt erst später ganz natürlich gestorben ist. Dann, wenn vom Kirchlein herüber der fromme Sang des weltfernen Bökkleins kommt und der Bergwind so herb und frisch in den Wäldern rauscht, dann wendet sich der Franz und weiß, daß er trotzdem nicht in dieses reine himmelsnahe Paradies eindringen darf. Die Tiefe paßt nicht hierherauf, seine Unrast gehört nicht zum stillen, wunschlosen Frieden, den Anita in wandelloser Treue gefunden hat.

## Doctor Fels

Warum klettern wir? Es wird so gern und oft von den Gefahren und Opfern der Bergwelt gesprochen. Die ungezählten, segensreichen Heilungen zu preisen, findet sich kaum ein Optimist.

Wir reden und schreiben von den Wunderwirkungen der Heilquellen, der Heilkräuter . . . Von der Heilkraft des Berges habe ich noch nicht gehört. Zwar schreiben begeisterte Dichter die schönsten Romane um Berge und Menschen — aber die schicksalhafte Handlung nährt nur die Hochachtung, vielmehr die zauberhafte Angst vor den heimtückischen Titanen, vor den überlegenen Göttern des Steins. Wohl geht die ehrfürchtige Kunde vom heiligen Berg — ähnlich, wie die bedrängte Volksseele die heilige Eiche oder Linde und in reiferen Glaubenszeiten den heiligen Mann verehrte. Wir erzählen heute noch von den heiligen und von heilenden Wassern — von einem heilenden Berg aber habe ich nie gehört.

„Schau auf zu den Bergen, von denen dir Hilfe kommt!“ Zu diesem ängstlich magischen Glauben rafft sich die Talseele auf. Sie faßt den mächtigen Berg als die personifizierte Gnade, als überirdische Macht sozusagen, die helfen kann, wenn ich nur geduldig und ehrfürchtig genug bin.

Jene jungen Menschenkinder, die wir so gerne als verrückte Kraxler bezeichnen, die ein gottversuchendes Handwerk betreiben, denken anders. Sie wollen nicht nur müde schauen — sie wollen etwas dazu tun.

Ich kenne einen Freund, dessen Seele verlebt und zertreten in der dunkeln Tiefe froh. Die ehrlichen Ärzte gaben ihn auf — die andern überhäuften das leidende Gemüt mit materiellen Rasten. Und alle fanden irgendeinen treffenden Namen aus der weiten Familie „Nervosität“ für seine Krankheit. Helfen konnten sie nicht.

Er suchte Trost bei den Hütern des Glaubens. Und er fand ihn. Die frommen Männer vermochten die arme Seele immer mehr für ihr persönliches Leid zu interessieren, gleichsam als gottgewollte Gnade, die man einfach hinnehmen müsse — vielmehr dürfe. Fast wäre er einer der ihrigen geworden, in irgendeinem Gewande — und vielleicht nicht der schlechteste. Aber den vollen Frieden, die nüchterne Gesundheit fand er nicht. Irgendwie gefesselt, unehrlich kam er sich vor; jedenfalls aber blieb er eine kranke, minderwertige Seele.

Auf der Flucht vor der Heilanstalt fand er schließlich den Weg zum nackten Fels. Aus Verzweiflung — meinetwegen; aber er fand ihn. Mit einem bergtreuen Kameraden kletterte er hinauf ins stumme Steinlabyrinth, trugte den letzten Rest ehrlichen Lebensmutes zusammen und klammerte sein Häuflein Dasein an vier harte Felsgriffe über todsicherem Abgrund; vier knappe Griffe, von denen jeder unersehllich: zwei für die Fingerspitzen, zwei für die Zehen. Er hielt. Seine Zeit war noch nicht um. In seinem Innersten aber ging etwas vor, wie es in allen Psychologiebüchern der Welt nicht aufgezeichnet ist. Während er so geduldig zwischen Sein und Nichtsein schwebte, vergaß er für kostbare Augenblicke — sich selber. Mit naturhafter Gewalt offenbarte sich ihm eine urchimliche Kraft, die er längst vergessen oder überhaupt nie gekannt hatte. Jedenfalls aber stammte sie aus ihm und hatte geschlafen.

Und als er auf erhabenem Gipfel in seliger Ruhe mit Ehrfurcht und Dankbarkeit über die dunstigen Tiefen schaute — als

er mit leisem Schaudern, ergriffen wie ein staunendes Kind, seinen alten Namen ins Gipfelbuch trugte — da war ihm, als sei es ein neuer geworden: ein neuer Name, ein neuer Mensch. Wie böse oder faule Geister entflohen die verkrampften wirklichen und eingebildeten Kopfschmerzen durch die immer noch unsicher bebenden Glieder hinaus in eine Welt, der sie entflammen mochten oder nicht; er hatte keine Zeit, keine Lust, darüber nachzudenken. Er trug jetzt nur einen, aber einen absolut notwendigen Gedanken in sich: ich muß leben, leben um jeden Preis.

Diese Perle der Seele war ihm verloren gegangen. Sie ruhte verkalbt in seinem Innern. Kluge Philosophen hatten ihn gelehrt, daß es einen bewußten und einen unbewußten Menschen gäbe, einen Körper und eine Seele, ein geistiges und ein Triebliches — und so weiter — immer zwei — und immer Gegenfälliges, von dem man das eine tun und das andere nicht lassen sollte, weil man beide zum Leben brauchte. Dieser schmerzliche Dualismus verwirrte seine kindlichen Gefühle, zernagte seine naive Seele bis auf das ruhelos leidende Nervenbündel, das er endlich zum heilenden Berg geschleppt.

Natur! Natur! so riefen sie schon früher. Sie schickten ihn spazieren in zierlichen Gärten, in schattigen Laubwäldern auf glatten, geraden Pfaden, wo kein Stein im Wege lag — oder dann war er so kunstvoll hingelegt, daß es eines Wegweisers bedurfte, ihn schadloß zu umgehen — wo man so recht ungehindert seinen letzten zerstörenden Ideen nachhangen, so recht sich zu Ende leben konnte.

Nein, das war nicht seine Medizin. Er mußte auch nicht stundenlang mit trägen Gliedern sorglos in einen idyllischen See stieren oder ein sanftes Buch lesen, das die schrecklichen wie die nüchternen Dinge so zart und sorgfältig anrührte, daß die empfindsame Seele das Atmen darob vergaß.

Nein, das Leben war nicht nur Gehorsam. Es war eine unerbittlich harte Angelegenheit, hart wie der Stein im Gebirge, ein einmaliges herrliches Gut, das man mit jedem Augenblick neu erobern mußte, um es zu erhalten. Es war kein bewachter Spaziergang vom Morgen bis zum Abend mit der einzigen, raffiniert verschleierte Gefahr, die erfinderische Geschäftsleute in der Form süßer Romane und dergleichen verkauften. Nein, gerade die kranke, die leidende Seele mußte ihr Leben selber leben — durfte nicht fliehen in seine gekünstelten Brutkästen, die von allzuvielen mit hohen Kulturgütern verwechselt wurden.

Mein leidender Freund ist ein gesunder Bergkamerad geworden: treu und stark im Glauben an den gefährlichen, aber ehrlichen Fels, der immer hält, wo man ihn halten kann und darf . . . der den ganzen Menschen, seine unbedingte Hingabe des Augenblicks verlangt, aber auch mehr hält, als die launige, schwankende Menschengestalt.

Nach einer allseitig gespannten Kletterei wird ihm immer wieder das Bewußtsein seiner eigenen Kraft durch gesunde Ermüdung geschenkt — jene urchimliche Art von Ermüdung, die der Stadtmann nicht kennt.

Nicht nur hinauf schauen — hinauf steigen müssen wir zu den Bergen, um als wiedergeborene Kinder zurückzukommen. Ich wünsche dem stummen, stillen Doctor Fels recht viele gläubige Kunden.  
 Max Schaffner.